

# Die Realität des Glaubens

GERHARD STAMER

Die Worte der Nonnen (farbig eingefügt) geben in ihrer Eindringlichkeit, ihrer Ferne zu den gegenwärtig vorherrschenden Tendenzen des Zeitgeistes und in ihrer ruhigen Besinnlichkeit gegenüber der hektischen Veroberflächlichung des Lebens Anlass zu einer grundlegenden Reflexion auf das Wesen des Glaubens.

Ich habe als Kontrastprogramm zum Kloster die Welt der Medien erlebt, und ich weiß, wie gewaltig diese Flut ist, wie aggressiv, und was ich für ein Glück habe, weil ich hier wirklich die Chance habe, dem Unsichtbaren einen Raum zu schaffen. Nur dadurch, dass das hier eine bilderlose Welt ist, eine ruhige Welt, eine einheitliche Welt. Das heißt, das Kloster bietet einen Raum für die Konzentration, das Kloster bietet regelmäßige Zeiten des Gebets, eine Liturgie, in der das Wort im Mittelpunkt steht – und damit die Möglichkeit, immer wieder zu fragen, wo läufst du hin?

Vielleicht ist das eine Definition von Freude: die Ausweitung meines Menschseins. Die Erfahrung von Fülle, die ich nicht habe und die ich mir auch nicht nehmen, raffen oder stehlen kann, sondern die mir zufällt.

Im Verhältnis zu den schlichten Worten der Frauen ließ sich ein theoretischer Diskurs – wenn auch überwiegend in der Form der Assoziation – nicht vermeiden. Die eingefügten Zitate aus den Interviews mit den Nonnen stehen daher im Kontrast zu den theoretischen Gedanken, erzeugen damit aber die erwünschte Spannung zwischen bekennender Unmittelbarkeit und reflektierender Distanz. Den Glauben zu rechtfertigen, ohne ihn zu teilen, ohne ihn zur Voraussetzung zu machen, ist die Leitlinie, die dieser Darstellung methodisch zu Grunde liegt. Sie entspringt der Einsicht, dass der Glaube nur dann wirklich gerechtfertigt werden kann, wenn er nicht zur Voraussetzung gemacht wird. Dieser Ansatz der Darstellung bringt die Schwierigkeit mit sich, Reflexion und Bekenntnis nicht so miteinander zu verbinden, als würde es sich um eine Montage fremder Bestandteile handeln. Andererseits dient die Distanz gerade dazu, den Text als Dialog lesen zu können, so dass die Gesprächspartner jeweils auf ihrer Ebene, die sich von der des anderen deutlich unterscheidet, ihre Gedanken äußern. Der Dialog verläuft daher durchaus nicht in einem solchen Wechselspiel, als würde es um Frage und Antwort gehen, die direkt aufeinander Bezug nähmen, sondern eher so, dass bei gleichen Stich-

worten den Partnern Verschiedenes einfällt, selbst wenn eine tiefere Gemeinsamkeit vorhanden sein mag.

Zwei berühmte Texte bieten für diese Arbeit gewisse Fixpunkte. Es handelt sich um die Enzyklika *Fides et ratio* von JOHANNES PAUL II. aus dem Jahre 1998 und um den Vortrag von JÜRGEN HABERMAS über *Glauben und Wissen*, den er anlässlich der Verleihung des *Friedenspreises des Deutschen Buchhandels* 2001 gehalten hat. Beide Texte zeigen in unterschiedlicher Weise die Relevanz des Glaubens unter den gegenwärtigen Verhältnissen auf. Beide geben Markierungspunkte, an denen die hier vorgetragenen Gedanken zu verorten sind. Die Enzyklika ebenso wie die Rede von JÜRGEN HABERMAS setzen Wissen beziehungsweise Vernunft und Glauben in eine konstruktive Verbindung. Die Enzyklika beginnt mit dem Satz »Glaube und Vernunft (*Fides et ratio*) sind wie die beiden Flügel, mit denen sich der menschliche Geist zur Betrachtung der Offenbarung erhebt.«<sup>1</sup>

Die beiden Flügel erweisen sich allerdings in dem Text nicht als gleich stark, auch wenn Vernunft und Philosophie ihre Anerkennung finden. So heißt es zwar: »Die Kirche ... kann nicht umhin, den Einsatz der Vernunft für das Erreichen von Zielen anzuerkennen, die das menschliche Dasein immer würdiger machen. Denn sie sieht in der Philosophie den Weg, um Grundwahrheiten zu erkennen, welche die Existenz des Menschen betreffen. Gleichzeitig betrachtet sie die Philosophie als unverzichtbare Hilfe, um das Glaubensverständnis zu vertiefen und die Wahrheit des Evangeliums allen, die sie noch nicht kennen, mitzuteilen.«<sup>2</sup>

Aber die Verordnung der Offenbarung – und zwar der spezifisch christlichen – bleibt unangetastet: »Tatsächlich klärt sich nur im Geheimnis des fleischgewordenen Wortes das Geheimnis des Menschen wahrhaft auf ...«<sup>3</sup>

JÜRGEN HABERMAS kommt von der anderen Seite. Die Religion stellt für ihn in der modernen Welt eine antiquierte Form der Sinngebung dar, aber sie werde gebraucht, um die Sinndefizite der Gegenwartsgesellschaft zu beheben. Die säkulare Gesellschaft würde sich von »wichtigen Ressourcen der Sinnstiftung abschneiden«, wenn sie nicht den »Sinn für die Artikulationskraft religiöser Sprachen« bewahre.<sup>4</sup> Dem »demokratisch aufgeklärten Commonsense«<sup>5</sup> obliege es, die »religiösen Überzeugungen in eine säkulare Sprache (zu) übersetzen ...«<sup>6</sup> JÜRGEN HABERMAS scheint zwei Dinge hoffnungsvoll zu übersehen. Erstens, dass der Commonsense pauschal durchaus nicht als aufgeklärt und demokratisch charakterisiert werden kann. Der Commonsense ist wie die Fahne, die flattert, je nachdem wie der Wind steht. Seine Urteile sind diffus, zufällig, manipulationsabhängig. HABERMAS verrät die Kriterien der Geltung an den Commonsense, der das Gegenteil von Rationalität ist. Zweitens scheint er zu übersehen, dass es sich nicht lediglich um religiöse »semantische Potentiale«<sup>7</sup> handelt, die ausgeschöpft werden müssten. Die Inhalte des Glaubens drücken die Realität einer das Leben bestimmenden Überzeugung aus, die keine sprachphilosophische Reduktion auf »semantische Potentiale« erlaubt. HABERMAS betreibt selbst die Verknappung der »Ressource Sinn«<sup>8</sup>, der er entgegenwirken möchte, indem er eine sprachphilosophische Reduktion des Geistes vornimmt. Es ist eine nicht abzuwen-

<sup>1</sup> PAPST JOHANNES PAUL II.: Enzyklika *Fides et ratio*. 14. September 1998.

<sup>2</sup> Ebd., Punkt 5. <sup>3</sup> Ebd., Punkt 12.

<sup>4</sup> JÜRGEN HABERMAS: *Glauben und Wissen*. Frankfurt am Main. S. 12. <sup>5</sup> Ebd., S. 13.

<sup>6</sup> Ebd., S. 21. <sup>7</sup> Ebd., S. 25. <sup>8</sup> Ebd., S. 29.

dende Konsequenz: »... religiöse Überzeugungen in eine säkulare Sprache übersetzen, ...«<sup>9</sup> erzeugt nichts als Entleerung.

Im Gegensatz zu den Gedanken von HABERMAS ließe sich eher sagen, dass es nicht darum geht, den Glauben am Leben zu erhalten, um in der säkularen Gesellschaft »der schleichenden Entropie der knappen Ressource Sinn entgegenzuwirken«<sup>10</sup>, sondern darum, die allgemeine Gültigkeit des Glaubens als zugehörig zur menschlichen Existenzweise erkenntnistheoretisch nachzuweisen.

Nicht nur auf den Glauben, auch auf die Vernunft, als Medium zu einer »entsublimierenden Verwirklichung von Gottes Reich auf Erden«<sup>11</sup> möchte HABERMAS nicht mehr setzen. Die Tradition des Deutschen Idealismus ist für ihn in der säkularen Welt nicht minder obsolet als die Religion. Relativ lapidar wird sie abgewiesen: »Inzwischen hatte freilich der historische Verlauf gezeigt, dass sich die Vernunft mit einem solchen Projekt überfordert.«<sup>12</sup> Auch wenn es sich nicht gleich um die gigantische Aufgabe der Verwirklichung von Gottes Reich auf Erden handelte, sondern um die bescheidenere Bemühung der Einrichtung humaner Lebensverhältnisse: Die Vernunft wird von HABERMAS nicht in Anschlag gebracht. Diese Preisgabe der Vernunft angesichts einer Moderne, die die Hoffnung darauf setzte, durch zunehmende Rationalisierung auf der Basis von Wissenschaft und demokratischen Verfahren Schritte zur Humanisierung der Lebenswelt machen zu können, ist – wenn auch die besten Intentionen unterstellt werden – nur als kontraproduktiv einzuschätzen.

#### Die Allgemeingültigkeit des Glaubens

Man kann es sich natürlich einfach machen und sagen: Es gibt viele Menschen – auch heute noch – die an Gott glauben, darin besteht die Realität des Glaubens, also in den Gläubigen. Schwieriger wird es, wenn es um die Realität des Geglaubten geht: Spricht man da von der Bibel und den zweitausend Jahre zurückliegenden Geschehnissen der Offenbarung? Oder spricht man von der Begegnung Gottes im Innersten der Seele des Gläubigen wie MEISTER ECKEHART?

Am schwierigsten wird es, wenn man behauptet, für jeden Menschen, also auch für den Atheisten, spielt der Glaube eine bedeutsame Rolle. Was heißt dann Glaube? Kann man vielleicht sogar behaupten, dass Glaube ein ganz allgemeines Charakteristikum des Verhältnisses der Menschen zur Welt ist?

Man kann natürlich auch sagen, entweder es glaubt jemand oder nicht. Und wer nicht glaubt, weiß nicht, worum es geht. Er hat nicht, um das zu wissen, wovon die Rede ist. Dann wäre eine Äußerung über den Glauben immer nur bekenntnishaft. Das würde stets die anderen ausschließen. Und mit denen ließe sich über das Phänomen Glaube nicht gleichberechtigt sprechen. Der Glaube wäre die Sache einzelner begnadeter, vielleicht sogar auserwählter Personen. Aus der Perspektive der Ungläubigen, die diese Beziehung auf ein Unsichtbares, Jenseitiges nur kritisch verstehen können, erscheint dann der Glaube als etwas vollkommen anderes als er sich selbst versteht: sei es als Mittel

<sup>9</sup> Ebd., S. 21. <sup>10</sup> Ebd., S. 29.

<sup>11</sup> Ebd., S. 27. <sup>12</sup> Ebd., S. 27.

der Herrschaft, als Vertröstung der Beherrschten aufs Jenseits, als ›Opium fürs Volk‹ oder psychologisch als Flucht aus der unerträglichen Realität.

Etwas anderes wäre es, von der Allgemeingültigkeit des Glaubens zu sprechen. Oder sogar von der Objektivität des Glaubens. In dem Sinne würde die Frage einen erkenntnistheoretischen Sinn gewinnen: Kann man also in einem allgemein gültigen Sinn von der Realität des Glaubens sprechen? Paradoxaerweise in dem Sinn, dass selbst der Ungläubige sie eingestehen müsste? Unter dieser Voraussetzung wäre dann nicht der Gläubige einer, der die säkularisierende Aufklärung nicht mitgemacht hat, sondern der Nichtgläubige derjenige, der über seine eigene Weltsicht nicht aufgeklärt ist, wenn er den Glauben als Form menschlicher Erkenntnis ablehnt. Das wäre dann eine *Dialektik der Aufklärung*, wie sie unter diesem berühmten Titel von ADORNO und HORKHEIMER nicht einmal ahnungsweise gedacht wurde.

#### Glauben ist nicht der Glaube

Zunächst bedarf es der Klärung, was unter Glaube zu verstehen ist. Glauben ist nicht der Glaube. Der Nachweis, dass das Glauben eine spezifische Geltungsqualität, eine bestimmte Art und Weise der Erkenntnis ist wie Zweifel, Wissen, Vermutung, Meinung hat nichts zu tun mit dem Glauben an den bestimmten Gott der christlichen Offenbarung. Damit, dass es das Verb Glauben generell gibt, ist jeder einverstanden. Über den Umfang und die Geltung des Glaubens mag es verschiedene Auffassungen geben, aber Glauben gehört wie Wissen zu den Formen, in denen Erkenntnis sich auf die Wirklichkeit bezieht. Glauben und Meinen haben einen geringeren empirischen Grad der Gewissheit als ein Wissen, das experimentell überprüfbar ist und einen mathematisch exakten Ausdruck findet. Dennoch gehört aber zum Wissen der Irrtum. Und nach der verbreiteten modernen Auffassung von THOMAS S. KUHN besitzt jedes Wissen seine Geltung sogar nur im Rahmen vorausgesetzter Paradigmen, so dass es nicht als absolut angesehen werden kann. Das mag dahin gestellt sein. Fakt ist, dass das Verb Glauben eine relativ breite Bedeutung besitzt. Im Alltagsgebrauch ist es oft kaum vom Meinen zu unterscheiden, obwohl ein Unterschied schnell auszumachen ist. Zum Beispiel sagt man zwar: Ich glaube an meine Zukunft, niemand aber würde sagen: Ich meine an meine Zukunft. Glauben hat offensichtlich ein auf das Subjekt bezogenes stärkeres Gewicht.

Aber noch ein anderer Unterschied scheint bedeutsam zu sein, immer wenn das Verb Glauben mit der Präposition an verbunden wird wie in dem Satz: Ich glaube an spirituelle Kräfte in der Welt. Das Meinen scheint sich eher auf beliebige, relativ gleichgültige, leicht zu revidierende Tatbestände zu richten. Glauben hat mehr Gewicht als Meinen. Damit ist aber die generelle Bedeutung von Glauben nicht erfasst. DESCARTES gelangt in der Reflexion auf das, was grundlegende Gewissheit verbürgt, die nicht mehr in Zweifel gezogen werden kann, zu dem Satz: *Cogito ergo sum*. Das heißt bis auf das cogito kann alle empirische Erkenntnis grundsätzlich in Zweifel gezogen werden, kann alle sinnliche Erkenntnis auf Täuschung beruhen. Dieser Argumentation

gemäß würde die gesamte empirische Welt den Status des nicht absolut gesicherten Wissens besitzen und damit auf einem Weltverhältnis beruhen, für das der Ausdruck Glauben angemessen wäre.

Das ist dann der Gedanke, den JOHANN GOTTLIEB FICHTE in seiner Wissenschaftslehre argumentativ entfaltet: Eigentlich kommt unsere Erkenntnis nur bis an die Grenze unseres Bewusstseins; wenn wir Empfindungen, die uns bewusst sind, für Eigenschaften von Dingen halten, so ist dies eine unbewusste Übertragung, ein intuitiver Glaube, das heißt ein unbemerktes Vertrauen darauf, dass unsere bewussten Empfindungen mit der gegebenen Welt übereinstimmen. Unser Verhältnis zur Welt beruht, wenn man es recht bedenkt, in einem viel größeren Umfang auf solch einem Glauben als wir es uns normaler Weise klar machen. Das meiste, was wir schon in der Schule lernen, ist indirektes Wissen, das wir nicht selbst überprüft haben. Wir glauben an die Autorität der Wissenschaft und akzeptieren es. Schließlich wissen wir nicht wirklich, was mit der Sonne geschieht, wenn sie abends am Horizont verschwindet; wir waren noch nie dort, wo es geschieht. Metaphorisch sagen wir: Sie geht unter. In dieser Metaphorik zeigt sich, dass wir hier dem Anschein das Wort geben; es sieht so aus, auch wenn es wissenschaftlich anders sein soll. Die Metaphorik bringt den Widerspruch zwischen Anschein und Wissenschaft zum Ausdruck. Es geht etwas von Glauben in die Akzeptanz der wissenschaftlichen Deutung der Welt ein. Hinter allem unserem Wissen steckt auch das Vertrauen, dass das stimmt, was wir wissen. Dieses Vertrauen ist erkenntnistheoretisch eine Art Glauben. Das meiste Wissen ist akzeptiertes Wissen aufgrund einer Autorität, die wir anerkennen.

Nun ist Glaube mehr als Gefühl, Glaube ist etwas sehr, sehr Komplexes. Natürlich gehört Gefühl zum Glauben mit dazu, aber auch Denken, Erkenntnis, und auch so etwas wie Erinnerung.

Auch wenn der Wortgebrauch Glauben wie beschrieben vielfältig und umfangreich ist, der religiöse Glaube unterscheidet sich davon generell. Der religiöse Glaube bezieht sich nicht auf die Welt, wie sie unserer sinnlichen Wahrnehmung in Raum und Zeit gegeben ist, sondern auf ein Jenseits, auf eine Transzendenz, aus der heraus Fragen ihre Antwort finden, die in der Immanenz unserer natürlichen Erfahrung unbeantwortet bleiben müssen: Wer ist der Schöpfer des Himmels und der Erde? Hält ein Gott die Hand über uns? Das Verb Glauben bezieht sich im alltäglichen sprachlichen Umgang auf die Immanenz, der Glaube auf die Transzendenz unseres bewussten Erlebens. Der christliche Glaube ist eine spezifische kulturelle Ausformung dieser Beziehung auf die Transzendenz, die in allen traditionellen Kulturen Relevanz besitzt.

Wenn wir sagen, Gott war schon immer, Gott ist ewig ... ja, wie kann das sein? Irgendwas muss doch angefangen haben, irgendwann muss doch Gott angefangen haben zu sein. Aber nein, wir sagen, Gott war vor aller Zeit und

ist in Ewigkeit. Und trotzdem, wir können das denken, aber nicht begreifen ... Aber wenn ich mir dann vorstelle, dass ich die Möglichkeit habe an seinem Leben teilzuhaben – er möchte mir das wirklich ermöglichen – da wird mir manchmal Angst und Bange. Aber warum denn nicht, wenn er mir das schenken möchte, da sage ich doch nicht nein (lächelt).

Der erkenntnistheoretisch aufgefasste Glaube befindet sich in krassm Widerspruch sowohl zu FREUDS psychoanalytischer Interpretation des Glaubens, wo er dazu dienen soll, das Leben erträglich zu machen, als auch zu MARX' Deutung, dass er ein Phänomen der Entfremdung sei. Religion ist eine anthropologische Grundhaltung, die darauf beruht, dass das Bewusstsein des Menschen weiter reicht als sein konkretes Wissen. Menschen stellen höchst bedeutsame Fragen, die über den Horizont ihres Wissens hinausgehen. Das Verbot dieser Fragen scheitert an unserem Bewusstsein, das die Eigenschaft besitzt, nach Wissen zu streben, wie bereits ARISTOTELES im ersten Satz der Metaphysik sagt.

Nun aber trat vor über zweitausend Jahren das Geschehnis auf, das Offenbarung genannt wird. Es ist – so wird es gedeutet, so gilt es – die Erscheinung der Transzendenz in der Immanenz, also eine Botschaft, eine Erklärung aus dem Bereich, der unserem empirischen Wissen nicht zugänglich ist. Mehr: Sie beantwortet gerade die Fragen, die wir mit größtem Interesse stellen: Was ist nach unserem Tod? Gibt es ein Weiterleben? Lohnt es sich moralisch zu handeln, wenn dies im irdischen Leben nicht so ist? Gibt es eine Kraft, die für die Ordnung in der Welt sorgt? Die deren Bestand durch die Jahrtausende gewährleistet? Kann ich eine Beziehung zu dieser Kraft aufnehmen? Werde ich von ihr wahrgenommen? Gibt sie eine Antwort darauf, wie ich mein Leben führen soll?

Gott ist unendlich groß, unendlich fern, aber auch ganz nah. Gott hat sich uns in seinem Wort offenbart. Es ist ja nicht so, dass wir zu Gott keinen Zugang haben, sondern der Zugang zu Gott ist für mich sein Wort und das ist die Person Jesu Christi. Und Jesus Christus selbst ist das Wort Gottes. Gott direkt erreichen können wir nicht, sondern nur in der Vermittlung durch Jesus Christus, durch sein Wort. Was ich von Gott weiß, ist im Grunde alles aus der Offenbarung, aus der Bibel oder aus der persönlichen Begegnung mit Jesus Christus. Jesus Christus ist der Bote, der uns von Gott gesandt ist und über den wir mit Gott Kontakt haben. Das ist für mich die Grundlage. So erkenne ich Gott immer mehr durch Jesus Christus und auch den Willen Gottes konkret für mein Leben.

Wenn nun von einer allgemeingültigen Beziehung der menschlichen Erkenntnis auf die Transzendenz im Glauben die Rede ist, dann hat das nichts mit der Kirche als der organisierten Repräsentanz dieses Glaubens zu tun. Der Glaube hat eine erkenntnistheoretische Relevanz. Auch die Bibel enthält keinen unmittelbaren Bezug zur Transzendenz, sondern dokumentiert das Erscheinen der Transzendenz in der Immanenz, das heißt in einem prinzipiell anderen, inadäquaten Bereich. Die Differenz zwischen Transzendenz und Immanenz wäre getilgt, wenn die Transzendenz in der Immanenz Eins zu Eins übersetzt erschiene. Das Transzendente, woran geglaubt wird, bleibt verborgen. Ohne dieses Verborgene wäre JESUS VON NAZARETH nur ein besonderer Mensch und nicht Gottes Sohn.

Diese allgemeine Deutung des Glaubens als Verhältnis von Transzendenz zu Immanenz ist keine christliche im engeren Sinne, obwohl sie zu dieser nicht in Widerspruch stehen muss. Nichts was im Neuen Testament steht, muss geglaubt werden, damit ein Mensch von sich sagen kann, religiös zu sein. Die Inhalte des Neuen Testaments werden hier als historischer, insgesamt metaphorischer Ausdruck für die unumgängliche, notwendige Beziehung des Menschen zur Transzendenz gedeutet – und zwar in einem bestimmten kulturellen Kontext.

Der auf diese Weise begründete Glaube begründet keinen Glaubensinhalt, auch wenn die Gläubigen jeweils einen konkreten Glauben mit bestimmten Inhalten praktizieren. Kein Glaubensinhalt ist mit dem Glauben gegeben. Wäre es anders, würden wir Menschen über unsere Grenzen hinaus sehen können, würden wir in die Transzendenz Einblick haben, das heißt es gäbe keine. Glaubensinhalte sind die kreativen, nicht notwendigen Leistungen der Menschen, den Bereich der Transzendenz, der zugleich zu ständigem Wundern Anlass gibt, mit spekulativen Gehalten, auch mit konkreten Bildern auszufüllen. Der christliche Glaube ist eine der möglichen kulturellen Ausformungen der Transzendenz durch die Einbildungskraft und Vernunft der Menschen.

Worin ist die Allgemeingültigkeit, das heißt die Rationalität des Glaubens begründet?

Der Glaube beruht auf Erfahrungen der Erkenntnis mit sich selbst. Er ist darum nicht weniger ein rationaler Ausdruck als alle anderen Erfahrungen, zu der die Erkenntnis in der Selbstreflexion gelangt. Im Glauben kommt ein bestimmtes Verhältnis des Menschen zur Welt zum Ausdruck, das prinzipiell zu ihm gehört, das er nicht überspringen, nicht leugnen und auch nicht wegoperieren kann. Er kann es sich bewusst machen oder in der trügerischen Absicht, sein Weltverhältnis einzig auf das Wissen zu gründen, in dogmatischer Abwehr verharren, die zu einer erheblichen Bewusstlosigkeit in Bezug auf seine Stellung in der Welt führt. Selbst die Freiheit, das produktivste Potential der Menschen ist ihm gegeben und nicht sein eigenes Werk.

Ich würde sagen, das ist immer eine Verbindung von Erkenntnis und Erfahrung. Wenn Sie die Welt anschauen, dann müssen Sie das Wissen oder den Glauben haben,

dass er der Schöpfer ist, um in ihr, der Schöpfung, seine Größe zu erfahren. Wenn Sie nicht glauben, dass er der Schöpfer ist, dann werden sie ihn durch die Schöpfung auch nicht erfahren. Sie müssen das Wort Gottes akzeptieren, also dass er uns erlöst hat. Wenn man das Evangelium liest ... dass Jesus Christus alles für uns getan hat – und wie er war – dann muss man das annehmen, um es verstehen zu können. Um umgekehrt die Erfahrung zu machen – wenn man die Erfahrung machen will – muss man im Grunde sein Wort auch akzeptieren und glauben: Es ist nicht so, dass ich erst eine Erfahrung mache und dann sage, ja, jetzt kann ich gar nicht anders als glauben.

Erfahrung und Erkenntnis würde ich nicht voneinander trennen. Ich würde das Erkennen Gottes nicht nur auf die Erfahrung beziehen – und auch nicht nur auf die Theorie. Das ist eben das Spannende, was das Leben ausmacht. Jede Erfahrung ist im besten Falle eine Erkenntnis, und jede Erkenntnis ist eine Erfahrung: Man spricht vom Aha-Erlebnis, das heißt, es ist ein Erlebnis, welches eine Erkenntnis beinhaltet.

Ohne das Verhältnis zur Welt, das im Glauben beruht, gerät der Mensch unweigerlich in die Selbstüberschätzung, in eine Verkehrung seines Standes in der Welt. Im Glauben drückt sich die Erkenntnis aus, dass das Denken über sich hinausweist. Das Bewusstsein begreift, dass seine Grenzen nicht die Grenzen des Seins sind. Darin besteht eine wesentliche rationale Quelle des Glaubens. Das Bewusstsein des Nichtrationalen ist nicht Irrationalität.

Irgendwann habe ich als Motto einen Vers aus Psalm 118 gewählt. Dieser heißt in unserer Übersetzung: »Bei allem was vollkommen ist, stieß ich auf Grenzen, doch du allein bist unendliche Weite.« Das ist für mich eine Erfahrung, dass alles andere, was ich vorher in meinem Leben erlebt habe – oder was ich auch jetzt als schön oder wohltuend empfinde – Grenzen hat.

Die Reduktion auf das, was empirisch im Rahmen der Naturwissenschaft erfahrbar ist, führt nur zu einer begrenzten Rationalität, einer reduktiven Rationalität, die sich verabsolutieren will und ausklammert, wovon sie ausgeklammert ist. Der Glaube ist die Anerkennung des Bereichs, der über unser empirisches Bewusstsein hinausgeht. Nicht diese Anerkennung ist irrational, sondern wo sie unterbleibt.



Dass das nicht nur ein Geplapper wird, ein vertrauliches Tête-a-Tête mit dem lieben Gott sozusagen. Er ist und bleibt immer der ganz Große und ganz Fremde. Und trotzdem ... Augustinus sagt, er ist mir näher als ich mir selbst. Das ist tatsächlich das ganz große Vertrauen, das man haben kann. Ich glaube, zu einer gesunden Beziehung gehört auch eine gesunde Distanz. Das heißt, auch im Gebet darf es nicht einfach nur ein vertrauliches Geplapper sein, sondern die Ehrfurcht vor diesem großen Herrn der Welt muss bleiben.

Man braucht nicht an Gott zu glauben, um zu erklären, dass der Glaube eine Besinnung auf das Sein ist, die in den herrschenden Dimensionen von Naturwissenschaft, Technik und Wirtschaft nicht vorkommt.

Ich glaube, dass das die Vollendung des eigenen Seins ist. Das ist es auch, was Gott sich gewünscht hat, was der Vater sich wünscht: dass wir alle werden wie sein Sohn, dass Jesus Christus in jedem von uns lebendig wird, dass der Vater seinen Sohn in uns erkennt und damit auch mich erkennt.

Man muss nicht an Gott glauben, um zu erkennen, dass der Glaube ein Bewusstsein des menschlichen Inneren ist, das in den genannten herrschenden Dimensionen nicht vorkommt.

Jede Beziehung oder Begegnung ist begrenzt, mit Menschen wie auch mit Gott. Selbst wenn er uns der Innerlichste ist, innerlicher als wir uns selbst, ist es trotzdem so, dass wir ihn deswegen nicht sehen und nicht greifen können. Es bleibt immer ein Abstand. Gerade die Beziehung zu Gott bleibt ein Leben lang eine Glaubensbeziehung.

Wie heterogen auch die Erscheinungen der Welt sein mögen, sie passen doch zu der Einheit eines Ganzen zusammen. Das zeigt sich in der Rede von Gott. Die Rede von Gott ist die Rede vom Ganzen, ist die Rede von dem Ursprung des Ganzen.

Ich erlebe diesen Gott als jemanden, der mich immer weiter führt und von dem ich mir auch erhoffe, dass er immer weiter diesen Weg mit mir geht. Das ist einerseits, auf Gott bezogen, ein Weg, der mich immer tiefer in sein Mysterium, in sein Geheimnis hineinführt, aber auch zutiefst in das, was ich Freude nennen würde. Gott ist in

sich für mich Freude. Er zieht mich immer tiefer in sich hinein, ohne dass ich glaube, dass wir jemals an ein Ende kommen. Auf mich bezogen bedeutet das auch, dass ich Gott als jemanden erlebe, der mich nach und nach aus meiner eigenen Kleinheit und Begrenztheit befreit, der mich immer wieder rausreißt aus dem, wo ich mich gerade so schön eingerichtet habe und der mir neue Aufgaben gibt und mich wieder auf neue Wege stellt.

Wir wissen nicht, warum überhaupt etwas ist und nicht nichts. An dieser Unerklärlichkeit des Seins stößt alles Fragen an ein Ende. Wir wissen nicht, woher die strukturierende Kraft kommt, die den durchgängigen Zusammenhang der Erscheinungen in der Welt möglich macht, woher die Dynamik kommt, die in der Evolution immer höhere Formen hervorbrachte, wie die Kompatibilität des menschlichen Geistes mit den vielfältigen physikalischen und chemischen Erscheinungen des Seins zu erklären ist, die ihrerseits das Geistige nicht erklären können.

Indem man sich jetzt freut über das ewige Leben und nicht als etwas Zukünftiges, sondern jetzt Platz schafft für Geistiges. Sich jetzt an wachsender Erkenntnis durch die Schrift erfreut, an konkreten Worten, konkret für meine Arbeit: Du hast alles geschaffen nach Gewicht, Maß und Zahl. Gott schafft nicht mit Chaos, sondern alles hat seine Proportion, Maß, Gewicht und Zahl. So ein Wort aus der Heiligen Schrift hier ganz konkret anzuwenden, also im ganz Alltäglichen für Gott Platz zu schaffen. Ich sehe das ewige Leben nicht nur als etwas Zukünftiges. Wenn ich jetzt Raum schaffe für Geistiges, dann hat der Tod keine Macht darüber. Das ist von daher nicht ein ferner Trost, sondern ein Grund zur Freude, jetzt.

Der Glaube entspringt angesichts der fundamentalen Unerklärlichkeiten des Seins, innerhalb derer wir unser Leben vollziehen, immer wieder aus der Bewunderung für das Sein. Es ist nicht nötig, diese Welt für die beste aller möglichen zu halten, wie LEIBNIZ es tat, aber in die Nähe seiner Gedanken gelangt man doch, wenn die Erkenntnis nicht darum herumkommt, die Zusammenstimmung aller Phänomene des Seins für ein höchst erstaunliches Wunderwerk zu halten. Alles Elend, alles Furchtbare und Grässliche, das auf der Welt geschieht, ist kein schlagender Einwand dagegen. Im Gegenteil ist es gerade die in der Welt wahrnehmbare Harmonie, die fordert, dass das Schlimme, das Menschen sich gegenseitig bereiten, nicht sein dürfte.

Diese Schuld resultiert auf der persönlichen Ebene daraus, dass wir eben keine Heiligen sind, und dass auch ich keine Heilige bin, die den Willen Gottes immer sofort klar erkennt. Das ist die eine Dimension. Die gesellschaftliche – oder kollektive – Dimension ist, dass wir als Menschen, theologisch würde man sagen, unter der Erbsünde leben, durch die das Gute für uns irgendwie verdunkelt ist, und wir es nur annäherungsweise erkennen – und dann auch die Kraft haben müssen, es zu tun.

Der Blick auf das stimmig organisierte teleologische Ganze, wie es KANT in seiner Kritik der Urteilskraft beschreibt, bietet schließlich auch die Möglichkeit der Orientierung an einem strukturell vorhandenen Sein, demgemäß zu leben das ausmacht, was Sinn genannt wird. Die Frage nach Gott ist darum verknüpft mit der nach dem Sinn. Wenn die Frage nach dem Sinn negativ beantwortet wird, wenn keine Einsicht in ein über mich hinausgehendes harmonisches Ganzes mehr vorhanden ist, wenn die Welt als ein zufälliges, beliebiges Etwas angesehen wird, in dem alles sein kann und auch nicht sein kann, in dem nichts eine feststehende Gültigkeit besitzt, aus der Orientierung abgeleitet werden kann, dann ist der Nihilismus die zwangsläufige Folge, auch wenn der Betrieb der Gesellschaft weiterläuft.

Wir haben die Möglichkeit, eine große Konsequenz zu leben, auch im Hinblick auf die große Frage, worum sich eigentlich die Philosophie seit dem Anfang der Menschheit dreht, nämlich: Was ist eigentlich Menschsein? Da braucht man keine Vorlesung zu hören, um zu wissen, dass der Mensch ein total unfertiges Wesen ist. Man kann sich verwirklichen, indem man verzichtet sich zu verwirklichen, und man kann sich verfehlen, indem man versucht sich zu verwirklichen.

Es gibt unbestreitbar die physikalische, die biologische, die gesellschaftliche und die psychische Wirklichkeit, in der sich unser Leben zuträgt. In diesen Wirklichkeitszusammenhang gehen jedoch die Ideen nicht ein, die in der gesamten Geschichte der Menschheit eine zähe unentwegte Dynamik ausgeübt haben, am besten sichtbar in der Entwicklung der Rechtsverhältnisse. Wenn die Ideen oft zerschellt sind an der puren Faktizität von Gewalt, Hass, Ausbeutung und Herrschaft oder selbst Terror im Missbrauch erzeugt haben, ihre die Historie prägende Kraft und Orientierung in aller Politik ist nicht wegzudenken. Sei es das platonische Gute, Wahre und Schöne, sei es die christliche Liebe, seien es KANTS Freiheit und Würde: Sie stellen eine nicht zu vernichtende, fast immer unterschätzte Kraft in der Geschichte, einen Quell von Sehnsucht und Engagement und Inspiration dar, der keine Erklärung findet in allen Naturwissenschaften – trotz aller in ihr wahrnehmbaren Teleologie.

Den im Rahmen einer Geisteswissenschaft aus dem Geist abzuleiten, ist auf der Grundlage des bestehenden materialistischen Zeitgeistes geradezu ein verbotenes Paradigma. Nichtsdestoweniger leitet sich von hier ein aufgeklärter Glaube her, anders: Nichtsdestoweniger liegt dem aktuellen Gebrauch der Ideen in allen Kontinenten dieses Planeten der Glaube an die unverbrüchliche Gültigkeit ihres Sollensgehaltes zugrunde, was immer sich ihnen an Unmenschlichkeit gegenüberstellt.

Ein anderer Aspekt ist die Schönheit, ich könnte ohne Schönheit nicht leben. Gott ist unsichtbare Schönheit. Das ist ein Paradox. Was ist eigentlich Schönheit, die man nicht sieht? Schönheit ist doch gerade das, was sich dem Auge offenbart. Aber alle sichtbare Schönheit, das hat Platon schon gesagt, verweist auf eine unsichtbare Schönheit. Diese kann man betrachten und man kann so fasziniert werden von dieser Schönheit, dass es ein ganzes Leben erfüllt und dass man nur noch ein Spiegel werden möchte, der diese Schönheit widerspiegelt. Das ist sehr bereichernd für das eigene Leben, aber man kann es auch ein Stück weitergeben.

Der erkenntnistheoretisch begründete Glaube befindet sich in krassem Widerspruch sowohl zu der psychoanalytischen Deutung von SIGMUND FREUD, er habe die Funktion, das Leben erträglich zu machen, als auch zu MARX' Deutung, dass er ein Phänomen der Herrschaft sei, die Beherrschten auf das Jenseits zu verträsten, um sie im Diesseits gefügig zu halten.

In so großer menschlicher Not ... Ich habe sowohl bei Pater Hermann als auch bei Pater Bonifatius die letzten Tage vor ihrem Tod mitbekommen, intensiv mitbekommen. Und, ja, was passiert da, was ist der Mensch am Ende? Ist das wirklich ... ja, was dann kommt ... er liegt dann da tot, leblos. Lebt er jetzt wirklich weiter in Gott? Da muss man immer wieder neu die Verbindung suchen: Herr, wenn du wirklich da bist – und du bist da – dann sprich zu mir.

Das Phänomen des Glaubens ist eines des bewussten Erlebens der Menschen. Der Glaube kommt im Gehirn nicht vor. Der Glaube ergibt sich aus der Stellung des sich endlich wissenden Menschen zur Unendlichkeit des Kosmos. Das bewusste Sein ist die höchste Entwicklungsstufe der Evolution.

In den letzten zwei Jahren sind mir zwei Eigenschaften Gottes immer stärker ins Bewusstsein getreten. Und zwar:

Gott ist Gegenwart und Gott ist ungeheure Schönheit. Gegenwart: Gott ist absolut gegenwärtig in jedem Augenblick. Er ist immer ganz dabei, bei dem was er tut ... und ich als moderner Mensch bin in zwei Dritteln der Tätigkeiten, die ich tue, immer bei der nächsten. Man hat immer das nächste im Blick ... man ist mit einem Menschen zusammen und muss sich wirklich anstrengen, ganz bei ihm zu sein und alles andere zu verdrängen, zu vergessen. Das heißt, meine Aufgabe ist es, von Gott diese Fähigkeit zur Gegenwart zu lernen.

Wenn es der Natur nicht darauf angekommen wäre, hätte sie es bei Neuronen, Synapsen, chemischen und elektrischen Vorgängen belassen können.

Die Naturwissenschaft mit ihrer Methode erfasst den Menschen auf einer niederen Stufe des Seins. In Gestalt der Hirnforschung wird der letzte Versuch unternommen, die geistig-seelische Existenz des Menschen auf chemisch-elektrische Reaktionen zu reduzieren. Diese Einstellung hat nicht begriffen, dass die Notwendigkeit, mit der die Seele und das Bewusstsein an die materielle, biologische Ebene gebunden sind, nicht erklärt, was auf der Ebene von Seele und Bewusstsein geschieht.

Die Notwendigkeit der Abhängigkeit vom biologisch Materiellen bedeutet nicht, dass die Sprache der logischen Formen des Geistes auf der Ebene des Materiellen vorhanden wäre. Dass in Reiz-Reaktions-Experimenten das Gehirn vor dem Bewusstsein reagiert, spricht nicht dagegen. Die Formen des Geistigen, die Logik und die Grammatik, wie die Erscheinungsformen des Seelischen, zum Beispiel im Gewissen, in der Hoffnung, in der Erinnerung sind nichts, was durch ein zeitliches Vor oder Nach erklärt werden können, sondern stellen eine Realität dar, die nur im bewussten Erleben lebendiger Menschen vorkommen, nicht auf der Ebene von Chemie oder Elektrizität. Noch einmal: Dass die eine Ebene nicht ohne die andere ist, besagt überhaupt nicht, dass die eine auf die andere zurückgeführt werden könnte. Der Strom im Kupferdraht erklärt nicht das Licht, auch wenn er es erzeugt. Abhängigkeit rechtfertigt nicht Rückführung. Die Abläufe im Gehirn sind nicht die Sprache im Bewusstsein. Der Glaube ist ein Vermögen des bewussten Erlebens und hat dort sein Erscheinen. Er gehört zum Licht wie alle Erscheinungen des Bewusstseins.

Wenn wir sagen, dass Gott die Freiheit ist, dann muss auch in dem Tun mit Gott oder in dem Leben auf Gott hin diese Freiheit sein. Er gibt sie mir auch in meinem Tun, in meinem Denken, in allem ... sie immer wieder anzustreben ...

Und dass er das Licht schenkt, damit ich überhaupt Licht wahrnehmen kann. Dass er Klarheit schenkt – ein umfas-

sendes Licht, ein Schenken von Erkenntnis – innerhalb dessen ich dann mein Licht oder meine Erkenntnis finden kann ... was ja immer nur bruchstückhaft bleibt.

Der Unsinn des Versuchs, das Bewusstsein auf seinen materiellen Träger zurückzuführen, besteht in der Meinung, weil der Kopf wie ein Baumstumpf abgeschlagen werden kann, ihn auch nur für einen solchen zu halten. Auf der praktischen, physikalischen Ebene liegen nicht Geist und Seele, auch wenn man den Körper physisch liquidieren kann, in dem sie vorhanden sind. Die Verabsolutierung der physikalischen Ebene führt notwendig zur Negation von Geist und Seele. Deshalb muss die Reduktion durchschaut werden, die in der Verabsolutierung der physikalischen, naturwissenschaftlichen Denkweise besteht.

Der Geist  
der Natur – die Natur  
des Geistes

Man braucht nicht an Gott zu glauben, um zu erkennen, dass die Natur in ihrer Evolution das Bewusstsein als höchstes Produkt hervorgebracht hat. Es ist ein ungeheurer Schritt der Natur gewesen, ein Wesen hervorzubringen, das die unendlichen Ausmaße des Kosmos erfasst, selbst aber zu dem Sterblichen gehört wie alles Animalische.

Und die Frage ist, womit befriedige ich diese Sehnsucht nach Unendlichem?

Was steckt dahinter, dass die Natur uns in diesen Widerspruch hineingeboren hat? Warum das Bewusstsein des Unendlichen? Warum so ein Begriff wie Gott?

Unser Leben hier ist es, Gott zu suchen, das ist unser Ziel, das ist unsere Aufgabe.

Wie ist die Natur zu denken, dass sie den Geist hervorgebracht hat? Ist sie selbst als Geist zu denken? Oder zumindest, dass auch Geist zu ihr gehört? Es ließe sich unter Gesichtspunkten der Evolutionstheorie kaum vorstellen, dass die gesamte Entwicklung der Natur ohne Entwicklung des Geistes in ihr gedacht werden kann. Der Geist fällt nicht vom Himmel. Es würde jeder Idee von Evolution widersprechen, dass im Menschen der Geist wie eine Blüte aufginge, aber in der übrigen Natur, in allen ihren Evolutionsschritten nicht vorhanden wäre.

Und bei Gott ist das noch viel stärker, dass er der ganz andere ist. Gleichzeitig aber kommt von ihm auch eine Erfahrung von Einheit, wie zum Beispiel im Meer unterzugehen, ohne dass ich aufgelöst werde. Ich meine, dass gehört immer zusammen. Es ist fatal, wenn wir das tren-

nen: hier Leid und da Freude, hier Sinn und da Unsinn, hier Verzweiflung und da Hoffnung. Das sind die zwei Seiten der Medaille, wir bekommen nie nur eine Seite. Nur: Wir können nicht gleichzeitig beide Seiten sehen. Diese Einheit in der Zweiheit, das ist uns versagt – als Menschen – aber wir können sie in Gott erkennen, immer nur stückweise oder ansatzweise oder blitzhafterweise ... aber Gott ist eben genau diese Einheit.

#### Gewissheit des Glaubens

Fast immer wird der Glaube am Wissen gemessen – und kommt dabei immer schlecht weg. Glauben ist nicht Wissen. Gewissheit, die im Glauben liegt, ist eine vollkommen andere als die im Wissen. Aber eine Gewissheit vermittelt der Glaube.

Alles, was an echter Beziehung hier entsteht, sich entwickelt, vielleicht auch was gelebt worden ist und aus irgend einem Grund abgebrochen werden musste, hat eine Bedeutung für die Ewigkeit – wie immer man sich das vorstellt. Das ist sehr schwierig, aber ich glaube nicht, dass wir dann alle einzeln Gott gegenüber stehen. Im Gegenteil, dass wir im jeweils anderen Gott erkennen, in dem, wie er an dem anderen gewirkt hat. Und dass es eine ganz große Gemeinschaft aller Menschen miteinander sein wird, die unsere derzeitige Beziehungsfähigkeit total sprengt.

Das Eigenartige des Glaubens besteht darin, dass er eine Gewissheit besitzen kann, eine Überzeugungskraft, die stärker ist als aller Beweis im Bereich des empirischen Wissens. Das unterscheidet den Glauben auch von der Meinung, zu der immer Ungewissheit gehört. Das und der Umstand, dass die Meinung in ein Wissen übergeführt werden kann.

Angesichts der Größe ... ja, eigene Worte, eigenes Reden zurückstellen zu wollen, weil man merkt, eigentlich habe ich in dem Sinne nichts zu sagen, außer Dank zu sagen oder einfach vor ihm da zu sein. Jetzt nicht zu organisieren, reden, erklären, die Initiative ergreifen – sondern es kommt von anderer Seite. Diese Haltung ist die eigentliche Ausrichtung zwischen Gott und Mensch, die dem Menschen gemäße Bewegung, wenn er vor Gott zurückweicht. Es gibt oft in der Schrift ein Zurückweichen, Er-

schrecken, Niederwerfen ... dieses Erschrecken einerseits und Fasziniert-Sein andererseits. Das ist das Faszinierende und Erschreckende, das von Gott ausgeht – jetzt im positiven Sinne. Denn ich glaube, dass man letztlich so eine Bewegung wie das Niederwerfen nur machen kann, wenn man einmal gestanden hat, also im übertragenen Sinne, wenn man um seine Würde als Mensch weiß. Dass ich, weil ich Mensch bin, diese Würde habe, vor Gott stehen zu dürfen...

Wie der Glaube, der eben nicht auf dem Wissen basiert, dennoch zu einer Gewissheit in der Form der Unbedingtheit führen kann, scheint in einer Zeit, in welcher wissenschaftliches Wissen als das einzige gilt, das Gewissheit beanspruchen kann, ein Rätsel zu sein. Eine Gewissheit, die nicht auf wissenschaftlicher Erkenntnis beruht, gilt unter dieser Voraussetzung zumeist als irrational und damit zugleich als gefährlich. Bis in die jüngste Gegenwart hinein gibt es den Schrecken einer Gewissheit, die sich auf einen Glauben beruft. Deshalb aber ist die Unbedingtheit des Glaubens nicht prinzipiell zu verdammen. Wenn seine Unbedingtheit wirklich zugleich eine moralische ist, das heißt gemäß dem Kategorischen Imperativ von KANT in Übereinstimmung mit moralischen Prinzipien auftritt, also gewaltfrei ist, ohne andere Menschen als Mittel zu behandeln, Liebe zur Grundlage des Handelns macht, dann sind ausreichend klare Kriterien vorhanden, um beurteilen zu können, ob die Unbedingtheit eines bestimmten Glaubens eine Gefahr in sich birgt oder nicht.

Das erklärt aber noch nicht, woher ein Glaube Unbedingtheit bezieht, mit der er oft auftritt. Der Kategorische Imperativ von KANT enthält auch dafür die Erklärung. Er ist die Sollensvorschrift, dass der einzelne Mensch es sich zur Maxime mache, so zu handeln, dass daraus ein allgemein gültiges Gesetz abgeleitet werden könne. Der Kategorische Imperativ stellt eine Beziehung des Einzelnen zum Allgemeinen her. Er unterstellt die Befähigung zum Allgemeinen. Er besagt, dass wir nicht nur aus dem Blickwinkel unserer persönlichen Interessen zu handeln fähig sind, sondern auch aus dem des Allgemeinen. Er unterstellt damit die Fähigkeit zum Gemeinwohl in den Individuen. Durch die Vernunft ist der einzelne Mensch ein *zoon politikon*, ein Wesen, das zu der Perspektive fähig ist, zu erkennen, was für das Allgemeine, für das Gemeinwohl aller Menschen gut ist. Das oft eingewendete Argument, in den konkreten, komplexen Situationen lasse sich nicht entscheiden, was das Interesse des Allgemeinen sei, verkennt den Charakter der moralischen Kriterien, die allesamt einen nicht wandelbaren, nicht graduellen Charakter besitzen. Liebe zu geben, Freiheit zu lassen, Würde anzuerkennen, Gerechtigkeit zu fordern ist immer gut. Gerade in ihrer – wenn man so will – abstrakten Gültigkeit, das heißt nicht abwandelbar zu sein nach jeweiligen Situationen, besteht ihre pragmatische Bedeutung. Die Moral ist bei aller Milde ihrer Praktizierung keine Sache der Abstufung, keine Sache des Mehr oder Weniger. Ihre Regeln stehen fest. Deswegen Terror aus ihnen abzuleiten, verfehlt ihren Sinn. Moralischer Terror rührt entweder daher, dass doch wider aller Verlautbarung nicht im Interesse der Allgemeinheit,



im Interesse von allen gehandelt wird, sondern dass sich hinter den moralischen Etiketten doch ein partikulares Interesse verbirgt und durchsetzt. Oder dass Identifikationen mit dem Allgemeinen auftreten, die geradezu in höhnischer Weise das Individuelle verachten, an dem das Allgemeine seine Wirklichkeit besitzt. So werden entweder fremde Personen geopfert – oder die eigene. Dann ist das Recht des Einzelnen, des Individuellen gebrochen und die Verbindung zwischen beiden, dem Allgemeinen und dem Einzelnen, in der sie beide ihre Wahrheit haben, zerstört.

Ich habe nicht die Vorstellung, dass das Ich sich in der Gottheit auflösen lässt. Ich glaube, das Wesen des biblischen Glaubens ist, dass Gott das andere seiner selbst, also das Gegenüber will – und das auch in alle Ewigkeit will. Aber nicht als Gegenüber, wo das Trennende betont ist.

Das ist das Wechselseitige: Die Wirklichkeit, ich nenne das jetzt mal Wirklichkeit, das, was ich so erlebe, interpretiert mir das Wort Gottes und umgekehrt, das Wort Gottes interpretiert mir die Wirklichkeit. Das hängt unmittelbar zusammen, weil das alles seine Schöpfung ist. Ich bin auch von ihm, ich bin ein lebendiges Wort Gottes. Das ist das Großartige – und wenn ich einen anderen Menschen erkenne oder tiefer verstehe, verstehe ich auch mehr vom Wort Gottes.

Wofür ich meine ganze Existenz aufs Spiel setze, indem ich mich mit dem Interesse am Wohl der Gemeinschaft aller Menschen identifiziere, begründet sich nicht in einer Meinung, selten in einem Wissen, fast immer in einem Glauben.

Der Glaube gibt eine Gewissheit, die ihren Ursprung nicht in der Abwägung der konkreten Bedingungen besitzt, unter denen ich jeweils handle, sondern die aus dem Gewissen entspringt, das eine innere Veranlagung der menschlichen Vernunft ist, den Blickwinkel des allgemeinen Interesses anzunehmen. Die Gewissheit, die aus dem Gewissen kommt, die darum auch so heißt, ist die Wunderquelle, die dem Glauben gegen allen Anschein äußerer Verhältnisse seine Kraft gibt. So seltsam es sich anhören mag, wir sind zu dem Bewusstsein und zu dem entsprechenden Empfinden fähig, dass es etwas gibt, das wichtiger ist als wir selber. HEGEL hat dafür den Begriff Erhebung geprägt.

Wenn unser Denken in der sinnlichen Wahrnehmung äußerer Verhältnisse aufginge, würde es keinen Glauben geben, auch kein Gewissen. Anders als das Meinen bezieht sich Glauben auf einen Bereich, der der sinnlichen Erfahrung nicht zugänglich ist.

Der Glaube bezieht sich nicht auf irgendwelche raum-zeitlichen Alltagsdinge, an die geglaubt wird, aber er bezieht sich durchaus auf Dinge des Alltags, um aus der Haltung des Glaubens heraus auf sie

einzuwirken. Der Glaube muss nicht bei sich selbst bleiben, muss sich nicht von der Welt entfernen. Aufgeklärter Glaube versteht sich als Verhältnis zur Welt.

Wenn ein Mensch so nah bei Gott ist, dann wird er noch mehr geöffnet sein für diese Liebe zu seinen Mitmenschen ...

Dass die Menschen glauben können, bedeutet Offenheit, natürlich auch die Vorhandenheit eines dunklen Bereiches. Dass es diesen Bereich gibt, taucht das menschliche Leben in ein besonderes Licht, in eine besondere Atmosphäre. Es geht nicht auf in den Ort der bewussten Anwesenheit. Es bleibt etwas Unerschlossenes, das aber nichtsdestoweniger von herausragender Bedeutung ist.

Es gibt eine sehr interessante Stelle im Buch der Weisheit: Das sichtbare Licht ist ein Bild des unsichtbaren Lichtes. Und genauso ist die Nacht, also die Finsternis, wenn es dunkel ist, wenn die Sonne nicht mehr scheint, ein Bild für die Finsternis des Bösen. Das ist in jeder Religion, in jedem Mythos so. Diese Gegenseitigkeit Licht – Finsternis ist tief im menschlichen Bewusstsein verankert, Licht ist gut, Finsternis ist böse. Interessant ist, dass in der Heiligen Schrift diese Metapher andersherum funktioniert: Man geht vom unsichtbaren Licht aus, welches die Wirklichkeit ist – und das materielle Licht, welches von einem Leuchter ausgeht, ist ein Bild. Das heißt, das Unsichtbare – und da ist man hundertprozentig bei Platon – Aidos – ist das Sichtbare. Und so kann ich auch sagen, der Maß der Schönheit ist das Unsichtbare. Ja, ... und wie soll ich denn vom Sichtbaren zum Unsichtbaren gelangen, wenn nicht durch Durchsichtigkeit.

Zweifel, Wissen,  
Glauben

Wissen, Glauben und Zweifeln bilden keine Alternativen in der Einstellung zur Welt. Sie gemeinsam prägen diese Einstellung. Sie vereinigen sich zur allgemeinen menschlichen Grundsituation. Wissen und Glauben sind nicht ohne Zweifel. Zweifel aber wäre ohne Wissen und Glauben nicht möglich. Man muss etwas wissen oder glauben, um daran zweifeln zu können.

Das soll auch nicht heißen, wenn ich von dieser Freude spreche, dass ich nie Zeiten der Niedergeschlagenheit oder Traurigkeit kennen gelernt habe ... oder auch wirk-

lich Zweifel in dem Sinne, dass sich die Wirklichkeit Gottes entzieht. Diese Traurigkeit ist so furchtbar, das ist geradezu lebensbedrohend.

Wenn ich das Wort Gottes aufnehme, denke ich, ob das wirklich wahr ist, das ist ja viel zu schön um wahr zu sein, das kann gar nicht sein. Wenn sich dieser Gedanke einschleicht, hat man das Gefühl, Du bildest dir das alles nur ein, eine Selbsttäuschung. Schon bevor ich in das Kloster gegangen bin, blieb ich manchmal – in diesen letzten Monaten vor dem Eintritt – auf der Straße stehen und dachte: Lieber Gott, ich glaube, bei mir ist im Gehirn etwas ausgehakt, das kann ja gar nicht sein, dass ich jetzt so sicher bin, in das Kloster gehen zu sollen.

Ich kann das nicht beschreiben, das sind auch keine theoretischen Zweifel, die kann man noch leichter bewältigen, da kann man sich wieder vergewissern, sondern es ist mehr dieser existentielle Zweifel.

Unsere Sinneswahrnehmungen sind ja wahrhaftig nicht verlässlich, und so kann unser Denken auch unverlässlich sein ... und ob das Ganze nicht eine Fiktion ist, ja, ein Denkprodukt?

Wodurch erlangt man Gewissheit? Durch empirisch-mathematische Forschung als Erstes. Das ist das eine. Aber Gewissheit für das, was ich tun soll, erlange ich dadurch nicht. Starke Gewissheiten kommen zumeist nicht aus empirischem Faktenwissen, sondern aus dem, was für gut, richtig, gerecht gehalten wird. Da zeigt sich der Mensch als Quell von Entscheidungen, die nicht aus dem Erfahrungsgebiet von Raum und Zeit kommen, sondern Erfahrungen erzeugen.

Starke Gewissheiten entstehen dann, wenn der Einzelne sein Handeln im Dienste von Ideen versteht. Ideen gewinnen in den Menschen die Realität einer allgemeinen Gültigkeit, der sie mit Notwendigkeit folgen müssen. Daher wird für Gerechtigkeit, Frieden, Freiheit erbittert gekämpft, soweit wir in die Geschichte zurückblicken können. Die Faktoren, die die Entfaltung dieser Ideen behindern, haben eine Stärke, dass der Glaube an sie oft verloren geht. Oft bleibt nur noch die Verzweiflung zurück. Aber so tief die Enttäuschung auch gewesen sein mag, die Geschichte geht weiter. Die Narben verheilen. Der Kampf beginnt aufs Neue. Die Ideen sind nicht aus der Welt zu schaffen. Sie sind mit dem Menschsein gegeben.

Ohne Frage haben sich die Menschen auch immer wieder darin getäuscht, welche ideelle Kraft in ihnen das allgemeine, menschliche Interesse ausdrückt. Man mag diese Fähigkeit der Menschen für gefährlich halten, sie ist auch gefährlich, sie kann auch missbraucht

werden, so dass man sie am liebsten unterdrücken möchte, aber sie gehört so fest zum Menschen, dass sie sich prinzipiell nicht unterdrücken lässt.

#### Fazit

Aufklärung der Religion und Aufklärung der Aufklärung selbst gehören zusammen. Wenn die Aufklärung die Verabsolutierung des Wissens lässt und den Glauben nicht mehr zum Irrationalen rechnet, vermag sie die Transzendenz anerkennen. Wenn die Religion die zeitgeschichtlichen Elemente des Glaubens, die einer frühen Epoche der Menschheit zugehören, lässt und statt der vielen Wundergeschichten das einzige Wunder des Seins zum Gegenstand ihrer Anbetung macht, hat sie die Tür für die aufgeklärten Gläubigen geöffnet.